

LINDA HOLEMAN
Smaragdvoegel

Buch

Indien, Mitte des 19. Jahrhunderts. Als das Schiff nach monatelanger Reise in Kalkutta vor Anker geht, glaubt sich Linny Gow endlich am Ziel ihrer Träume. In diesem Land mit seinen exotischen Farben und Gerüchen, weit entfernt von den Liverpooleser Slums, in denen sie aufgewachsen ist, und den schmerzlichen Erinnerungen an eine grauenvolle Kindheit, erhofft sie sich ein Leben in Frieden und Freiheit. Doch der Preis ist hoch. Sie muss ihre Herkunft verleugnen und sich dem strengen Korsett einer viktorianischen Lady anpassen.

Als Somers Ingram, der begehrteste Junggeselle der britischen Kolonie, um ihre Hand anhält, scheint ihrem Glück nichts mehr im Wege zu stehen. Aber Somers liebt Linny nicht; er möchte sie nur heiraten, weil er dringend eine Ehefrau vorweisen muss, um bösen Gerüchten entgegenzuwirken. Die Ehe wird für Linny zum Albtraum. Nach außen erfüllt sie jedoch perfekt die Rolle der respektablen Ehefrau: Sie ist schön, ehrbar, pflichtbewusst und fügsam. Doch tief in ihrem Innern schlummert ein Wille, den niemand zu brechen vermag, denn unbeirrbar verfolgt sie ihren Traum von Freiheit und Glück. Und dann begegnet sie in den grünen Bergen von Kaschmir einem Mann, der verbotene Gefühle in ihr weckt – Gefühle, die mächtiger sind als die Zwänge der Gesellschaft.

Autorin

Linda Holeman ist im kanadischen Winnipeg/Manitoba aufgewachsen, wo sie noch heute mit ihrer Familie lebt. Nach dem Studium der Psychologie und Soziologie hat sie zunächst als Lehrerin gearbeitet. Zur Literatur kam sie als Rezensentin eines kanadischen Magazins. Bereits für ihre ersten Kurzgeschichten wurde sie mit Preisen ausgezeichnet. Später folgten zahlreiche Bücher für Kinder und Jugendliche. »Smaragdvogel« ist ihr erster Roman.

Von Linda Holeman außerdem lieferbar:

Das Mondamulett. Roman (Page & Turner, 20311)

Linda Holeman

Smaragdvogel

Roman

Aus dem Englischen
von Monika Köpfer

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Linnet Bird«
bei Headline Book Publishing, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das fsc-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Dezember 2006
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2004 by Linda Holeman
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005
by RM Buch und Medien Vertrieb GmbH und den
angeschlossenen Buchgemeinschaften
Die Gedichtstrophe auf Seite 16 stammt aus »Der grüne
Hänfling«, William Wordsworth, Gedichte, herausgegeben
von Alexander von Bernus, Heidelberg 1959, S. 33.
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Corbis
BH · Herstellung: Str.
Redaktion: Anja Freckmann
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN-10: 3-442-46319-X
ISBN-13: 978-3-442-46319-0

www.goldmann-verlag.de

*Für Holly Kennedy,
die an diese Geschichte glaubte*

Ein Hänfling im goldenen Käfig

Ein Hänfling im goldenen Käfig,
Ein Hänfling auf einem Ast –,
Welcher ist wohl glücklicher,
Wenn der Winter ist kalt von Frost?

Doch kaum sprießen grün die Blätter,
Erscheinen auf den Ästen Vogelnester:
Welcher ist nun zu beneiden?
Oh, gibt es da einen Zweifel?

Aus: *Sing-Song: A Nursery Rhyme Book* (1872)
von Christina Rossetti

PROLOG

Kalkutta 1839

Opium zu rauchen ist eine Kunst. Vor mir steht das Tablett mit den Utensilien – die kunstvoll mit Silber verzierte Pfeife, die kleine Spirituslampe, die lange, stumpfe Nadel, der Behälter mit *chandu* und die erbsengroßen Bällchen aus der dunkelbraunen Paste. Meine Lippen sind trocken. Ich schließe die Augen, und doch sehe ich das Opiumkügelchen auf der Nadelspitze, höre das Blubbern, während es sich über der Flamme bläht, bis sich das schlammige Braun in Gold verwandelt. Dann streife ich es am Rand des Pfeifenkopfs ab und ziehe es mit der Nadelspitze in längliche Fäden, damit es schneller den Siedepunkt erreicht. Schließlich rolle ich die Streifen wieder zu einem Kügelchen und gebe es rasch in das Innere des Pfeifenkopfs. Nun halte ich die Pfeifenöffnung an die Spirituslampe, und die Flamme leckt nach ihr. Ich sehe, wie sich meine Lippen um das vertraute Jade-Mundstück schließen, dann nehme ich einen tiefen Zug und noch einen und noch einen. Das Geräusch der Pfeifenzüge gleicht dem gleichmäßigen, ungebrochenen Rhythmus des Herzschlags.

Ich öffne die Augen, befeuchte mit der Zunge die Lippen. Es ist früher Morgen. In einigen Stunden wird die indische Sonne ihren Höhepunkt erreichen; es ist noch Zeit, ehe die kupfernen Strahlen alles zum Backen und Schrumpfen bringen, ehe die Bediensteten die Jalousien herunterlassen und mit Wasser bespritzen. Ich schaue auf mein Tablett.

Noch nicht. Ich werde nicht schon wieder an der Pfeife ziehen. Denn ich muss eine Geschichte erzählen.

Durch das geöffnete Fenster höre ich die Stimmen der Kinder, die im Garten spielen. Ich stehe auf, um ihnen zuzuschauen. David spielt mit dem Sohn des *dhobi*. Ihr Spiel, ein scheinbar sinnloses Galoppieren auf einem langen Stock, wird mit den sorglosen, leichten Bewegungen ausgeführt, wie sie nur Sechsjährigen zu Eigen sind. Malti sitzt auf der obersten Stufe der Veranda. Langsam flicht sie sich einen Zopf vor ihrem glatten, ovalen Gesicht. Sie strahlt die Zufriedenheit der *ayah* aus, die das ihr anvertraute, geliebte Kind hütet.

Die Jungen tollen vor der Kletterhecke des *doob*. Daneben zeigen sich die Bougainvillea und der Hibiskus in ihrem schönsten Scharlachrot.

Ich habe nie wie mein Sohn gespielt. Nur wenig älter als er, arbeitete ich in einer Buchbinderei auf der Harvey Close in Liverpool. Zehn Stunden am Tag, sechs Tage die Woche. Als Kind kannte ich das Gefühl nicht, barfuß über Gras zu laufen, vernahm nie Vogelgezwitscher und spürte nur selten die Wärme der Sonnenstrahlen auf dem Gesicht. Mein Sohn wird nie solche Arbeit kennen lernen, wie ich sie verrichten musste. Weder die Arbeit, mit der ich als Kind begann, noch die Arbeit, zu der ich etwas später gezwungen wurde, als ich auch noch ein Kind war, jedoch ein wenig älter. Dieser Teil meines Lebens wird ihm für immer verschlossen bleiben, nicht jedoch dem Leser.

David hält inne, den Kopf zur Seite geneigt, als ob er auf ein Geräusch lauscht oder etwas seine Aufmerksamkeit erregt. Jetzt bückt er sich, streckt die Hand zu der niedrigen Bleiwurz-Hecke aus.

Dann rennt er mit sorgenvoller Miene zu Malti hinauf, in den gewölbten Händen einen Vogel. Auch von hier drinnen erkenne ich die grünen Federn und das strahlende Rot über seinem Schnabel. Er reckt den Kopf, doch ein Flügel hängt seltsam verdreht herab. Es ist ein kleiner, gewöhnlicher Vogel, ein Kupferschmied. *Basanti bauri*. Gestern erst hörte ich sein

vertrautes *pock-pock* aus den Mangobäumen. David ruft etwas, seine Stimme klingt bewegt. Ich sehe seine sonnengebräunte Haut, sehe, wie vorsichtig seine langen Finger sich um den Vogel schließen, in dem Versuch, ihn ja nicht entwischen zu lassen, aber auch voller Sorge, dem hilflosen Wesen wehzutun.

Ich denke daran, wie meine Hände aussahen, als ich jung war – vom kalten Wind der Mersey rissig, mit Tintenflecken übersät und zwischen den Fingern die Reste von billigem Leim. Und einige Jahre später dann befleckt mit etwas, das sich nicht abwaschen ließ. Lady Macbeth und ihre befleckten Finger. Und dann schließlich, als ich meine Jugend hinter mir ließ und meine Reise antrat, da schienen meine Hände makellos sauber, aber sie waren voller Schnitte von scharfkantigem Papier und ausgetrocknet vom Umgang mit Büchern, und sie bargen, zumindest in meiner Vorstellung, den Geruch von zu vielen Männern und von Blut. Wie, wird man sich fragen, bin ich von jener Welt in diese hier gekommen?

Neben meinem Opiumtablett liegen Papier und Feder, die Malti mir heute früh gebracht hat.

Doch ehe ich zu schreiben beginne, will ich mich noch ein wenig meinen Träumen hingeben. Es wird mein letzter Traum sein. Dieses Versprechen habe ich mir schon etliche Male gegeben. In Gedanken, im Flüstern, in Gebeten, Worten. Aber diesmal habe ich es über dem Kopf meines Kindes geschworen, als ich in der Dunkelheit vor Sonnenaufgang an Davids Bett saß und seinen flachen, süßen Atemzügen lauschte, in die sich wie zur Antwort die tiefen Atemzüge Maltis mischten, die auf ihrer Matratze in der Ecke schlief. Ich hatte mich in ihr Zimmer geschlichen, mich neben Davids Bett gekniet, um meinen Schwur abzulegen, während ich seine dicken schwarzen Haare unter meinen Fingern spürte.

Heute werde ich meinen Traum zum letzten Mal, so schwor ich, von den Schwingen des weißen Rauchs tragen lassen. Aber ich fürchte, dass sich meine Träume ohne seine Hilfe wieder

zu dem einen vertrauten Albtraum verzerren werden, dem ich so lange schon vergeblich entfliehen möchte.

Ich schließe die Jalousien und entzünde die Lampe in der Dürsterheit des Zimmers. Eine Motte nähert sich schwirrend und surrend dem sanften Glühen der Lampe. Das Geräusch schmerzt. Zu lange schon nehme ich Opium; meine Sinne sind zum Zerreißen gespannt, gleichen einem glühenden Draht, der bei dem kleinsten Anlass ins Vibrieren gerät: dem Flügelschlag der Motte, dem Trommeln des heißen Regens auf meinem Handrücken, dem verschlungenen Muster meines Saris.

Nicht länger vermag das Opium mich glücklich zu machen. Es erlaubt mir nur noch weiterzumachen. Und heute wird es zum letzten Mal meine zitternde Hand und meinen Geist besänftigen – so lange, bis ich geschrieben habe, was ich schreiben muss. Sodass mein Sohn eines Tages die Wahrheit erfährt. Für ihn will ich nur aufschreiben, was wichtig für seine Zukunft ist. Für dich, Leser, will ich alles aufschreiben – Wahrheit, Erinnerung und Albtraum –, alles, was zu meinem Leben zählt, das vor so langer Zeit an einem Ort weit entfernt von hier begann.

EINS

Liverpool 1823

Im Winter meines elften Lebensjahrs verkaufte Pa zum ersten Mal meinen Körper. Er war unzufrieden mit dem geringen Lohn, den ich in der Buchbinderei für meine Arbeit bekam. Er selbst hatte seine Arbeit in einer Seilerei verloren, nachdem er wieder einmal betrunken erschienen war und beim Spinnen den Hanf verdorben hatte.

Es war eine feuchte Novembernacht, als er zu Hause mit Mr Jacobs auftauchte. Wahrscheinlich hatte er ihn in einer seiner Kneipen getroffen: Wo sonst sollte einer wie er jemanden kennen lernen? Von weitem schon hörte ich ihre lauten Stimmen und wie Pa den Namen des Mannes immer wieder sagte – Mr Jacobs hier und Mr Jacobs dort. Die beiden stolperten durch das Zimmer, sodass die wenigen Möbelstücke unserer Wohnung ins Wackeln gerieten.

Mein Schlafplatz war hinter der Kohlekiste in der Küche. Da ich nur eine Decke hatte, war mir dieser Platz am liebsten: Zum einen war es beim Herd etwas wärmer, und zum anderen glaubte ich hier wenigstens ein klein wenig Privatsphäre zu haben. Damals bewohnten wir eine gemietete Einzimmerwohnung im zweiten Stock eines heruntergekommenen Hauses, die auf einen Hinterhof in der Nähe der Vauxhall Road ging.

»Hier irgendwo muss sie sein«, hörte ich Pa sagen. »Sie ist wie eine kleine Maus, die überall herumhuscht.«

Und noch ehe ich richtig zu mir kommen konnte, zerrte er mich unter meiner Decke hervor und in die Mitte des niedrigen, nur spärlich beleuchteten Raums.

»Hatten Sie nicht gesagt, sie ist elf?« Mr Jacobs' Stimme klang rau und schneidend vor Ungeduld.

»Genauso ist es, Mr Jacobs. Schon etwas über elf. Ihr Geburtstag war lange vor Michaelis.«

»Sie ist klein, sie hat ja kaum Rundungen.«

»Aber sie hat schon kleine Titten, Sir, das werden Sie rasch feststellen. Sie ist sehr zart, ein feines, zierliches Persönchen. Und sie ist ein hübsches Ding – überzeugen Sie sich selbst.« Dabei strich Pa mir mein langes Haar unsanft aus dem Gesicht und zog mich zum Küchentisch, wo er eine Kerze entzündet hatte. »Wo haben Sie zuletzt solches Haar gesehen? Es ist golden und üppig wie eine reife Birne. Und, wie ich Ihnen bereits sagte, ist sie unberührt. Sie werden der Erste sein, Mr Jacobs, Sie können sich wahrlich glücklich schätzen.«

Mein Mund öffnete und schloss sich vor Grauen, und ich wich vor ihm zurück. »Pa! Pa, was sagst du da? Nein, Pa.«

Mr Jacobs' fleischige Unterlippe schob sich schmollend vor. »Wie soll ich sicher sein, dass Sie nicht schon hundert andere Männer vor mir über den Tisch gezogen haben?«

»Sie werden sich gleich selbst davon überzeugen können, dass Sie der Erste sind, Mr Jacobs, o ja, das werden Sie. Sie ist eng wie die Faust eines Toten, überzeugen Sie sich selbst.«

Ich riss meinen Arm aus Pas Umklammerung. »Du kannst mich nicht dazu zwingen«, sagte ich, während ich mich rückwärts zur Tür schob, »niemals wirst du ...«

Mr Jacobs trat vor mich. Er hatte nur einen Kranz weißer Haare, und seine Glatze glänzte schmierig im flackernden Kerzenlicht. Den Nasenrücken zierte eine blutverkrustete Wunde. »Was haben wir denn da für eine kleine Schauspielerin, hm?«, sagte er. »Du kannst jetzt mit dem Theater aufhören. Wenn ich herausfinde, dass du nicht bist, was mir versprochen wurde, dann bekommt ihr keinen Penny.«

Mit einer heftigen Bewegung zog mein Vater mich am Arm und in eine dunkle Ecke des Zimmers. »So, Mädchen«, sagte

er mit schmeichlerischer Stimme, »irgendwann muss ja das erste Mal sein. Besser, es passiert hier, in deinem Zuhause, als irgendwo draußen in einem feuchten Hauseingang. Es gibt viele Mädchen, die ihrer Familie unter die Arme greifen, wenn sie in Not geraten ist. Warum solltest du da eine Ausnahme sein?«

Natürlich wusste ich, dass einige der älteren Mädchen, die in der Buchbinderei, der Glasbläserei oder einer der Töpfereien arbeiteten, sich für ein paar Stunden in den engen Gassen der Hafengegend verdingten, um ein paar zusätzliche Shilling nach Hause zu bringen, wenn die Haushaltskasse leer war. Aber ich hatte immer gedacht, dass ich anders wäre. Ich bin nicht wie die, redete ich mir ein. Meine Andersartigkeit lag mir im Blut, so dachte ich.

»Nun komm schon. Er wird uns gut entlohnen.« Pa beugte sich zu meinem Ohr hinab, und ich konnte seinen sauren Atem riechen. »Du weißt doch, dass uns nichts anderes übrig bleibt, jetzt, wo ich arbeitslos bin. Ich habe mich immer um dich gekümmert, und jetzt bist du an der Reihe, etwas beizusteuern, etwas mehr als die lächerlichen Pennys, die du nach Hause bringst. Und es ist ja auch gar nicht so schlimm. Was meinst du, wie ich rangenommen wurde, als ich kaum älter als du auf dem Schiff gearbeitet hab. Und, hat es mir geschadet, hm?«

Die Arme über der Brust verschränkt, wich ich vor ihm zurück. »Nein, Pa. Mutter würde niemals ...«

Pa packte mich grob bei den Oberarmen und schüttelte mich. »Es wird jetzt nicht über deine Mutter geredet.«

Auf ein ungeduldiges Schnauben von Mr Jacobs rief mein Vater über die Schulter hinweg: »Dann setzen Sie sich doch schon mal auf die Bank da, und ich werde dem Mädels inzwischen Vernunft beibringen.«

Dabei hatte er längst jede Geduld verloren; als ich wiederholte, dass er mich nicht zwingen könne, und versuchte, zur

Tür zu laufen, versetzte er mir einen Schlag gegen den Kiefer, dass ich zu Boden sackte. Für eine Weile bekam ich nichts mehr mit, bis ich von heißem, drängelndem Atem auf meinem Gesicht jäh ins Bewusstsein zurückgezerrt wurde. Mein Nachthemd war bis zur Hüfte hochgeschoben worden, und ich spürte Mr Jacobs' Gewicht schwer auf mir. Mein Rücken rieb schmerzhaft gegen das splitternde Holz der Bank und mein Kopf gegen die Rückenlehne, während Mr Jacobs heftig grunzend in mich stieß. Gleichzeitig spürte ich, wie der Schmerz in mir explodierte, und ich sah die blaue Ader auf seiner Stirn hervortreten wie einen dicken Wurm. Schweiß glänzte auf seiner Lippe, obwohl das Feuer erloschen und der Raum kalt wie ein Grab war. Doch etwas war noch schlimmer als das, was Mr Jacobs mir antat. Als ich den Kopf nach Pa umwandte, um vielleicht doch noch sein Mitleid zu erregen, sah ich, wie er von seinem Stuhl aus das Geschehen beobachtete: das Gesicht zu einem Ausdruck verzerrt, den ich noch nie zuvor an ihm bemerkt hatte, während sich eine Hand unter dem Tisch zu schaffen machte.

Ich presste die Augen fest zusammen und lag hilflos unter dem schweren Mann. Ich wusste, dass ich mich hätte wehren müssen, aber ich war auf seltsame Weise abwesend. Während mein Körper innerlich brannte, stob mein Geist davon. Fort von Mr Jacobs' pulsierender Ader und dem stierenden Blick meines Vaters. Und dann hörte ich die Stimme meiner Mutter, ganz leise und dennoch klar. Und ich vernahm die zweite Strophe von *The Linnet Bird, Der grüne Hänfling*, meinem Lieblingsgedicht, dem ich meinen Namen zu verdanken hatte.

*Den Glücklichen werd ich gewahr
Im Wirbel dieser heitren Schar
Glück zu! Du überjubilst klar
Und überfliegst den Reigen:
Du, Hänfling, grünlichen Gewands,*

*Führst an des Maies Freudentanz,
Heut hier der Geister Fürst, und ganz
Ist dir dies Reiche zu eigen.*

Dreimal hörte ich meine Mutter alle Strophen des Gedichts aufsagen, und gerade als ihre Stimme zum vierten Mal ansetzte, gab Mr Jacobs ein zerrissenes Stöhnen von sich und sackte auf mir zusammen. Lange lag er regungslos auf mir, sodass ich schon fürchtete, er würde mich unter seinem Gewicht ersticken. Ich sehnte mich nach der Stimme meiner Mutter zurück, denn so lange ich ihr gelauscht hatte, war mein Körper betäubt gewesen, doch nun, da die Stimme verklungen war, wurde ich mir meiner Lage mit einer schrecklichen Klarheit bewusst. Ich fühlte, wie meine Beine unmöglich weit gespreizt waren, fühlte die brennende Nässe, spürte einen Schmerz, wie ich ihn noch nie empfunden oder mir auch nur vorgestellt hatte, fühlte Mr Jacobs' unerträgliches Gewicht. Ich hörte das Baby nebenan schreien und das Schnaufen von Mr Jacobs. Und ich roch die ranzigen Ausdünstungen seines Körpers. Die Augen hielt ich fest geschlossen, um nichts als die dunklen Sternchen vor meinen Augenlidern sehen zu müssen. Es war, als ob die Zeit stehen geblieben wäre. Schließlich löste er sich von mir, doch ich verharrte, wie er mich zurückgelassen hatte, die Augen geschlossen und unbeweglich, während Kleider raschelten, wenige Worte ausgetauscht wurden und dann die Tür über den Boden scharrte, als sie geöffnet und wieder geschlossen wurde.

Weitere Minuten vergingen, dann presste ich die Knie zusammen und zog mir mit zittrigen Fingern das Hemd über die Beine. Die Augen noch immer geschlossen, ließ ich mich auf den Boden gleiten, um auf Händen und Füßen zu meinem kleinen Nest hinter der Kohlekiste zu kriechen. Als einzige Geräusche hörte ich das Klimpern von Münzen, die mein Vater mit einem Murmeln zählte, und das Zischen einer erlöschenden

Kerze. So lag ich auf der Seite, die Knie an die Brust gezogen, und presste mit der Faust den Stoff meines Nachthemds in die blutende, klebrige Feuchtigkeit zwischen meinen Beinen. Weinte nach meiner Mutter, die schon seit über einem Jahr tot war, und nach allem, was mit ihr unwiederbringlich gestorben war.

Später in der Nacht stand ich auf, zündete eine Kerze an, um mich zu waschen; dabei schwor ich, nie wieder zu weinen, egal was ein Mann mir antun würde, denn ich hatte begriffen, dass es vergeblich war.

ZWEI

Als ich auf die Welt kam, nannte meine Mutter mich Linnet Gow, doch später hieß ich Linny Munt. Meine warmherzige, verträumte Mutter Frances Gow hatte mich nach dem *linnet bird*, dem Hänfling getauft, dem Singvogel, der wie kein anderer so mannigfaltig trällern kann. Munt war der Nachname des Mannes, der meine Mutter vier Monate vor meiner Geburt aufgenommen hatte.

Ram Munt, der mich in den folgenden zwei Jahren noch etliche Male an Männer verkaufen sollte, war nicht mein leiblicher Vater. Er war nicht einmal mein Stiefvater, denn meine Mutter und er hatten nie geheiratet. Und dennoch war er der einzige Vater, den ich je gekannt hatte, auch wenn er mich nicht als seine Tochter ansah. Ich war schlicht und einfach Frances' Tochter, eine Last, jemand, der ernährt werden wollte.

Es gab zwei Geschichten, die Ram Munt immer wieder gern erzählte. Die erste handelte von seinen Jahren auf einem Schiff. Als Junge war er auf der Suche nach einem besseren Leben von einem kleinen Dorf im Norden nach Liverpool gekommen und in die Fänge einer Presspatrouille geraten. Man hatte ihn an Bord eines Schiffes gezerrt, wo er acht Monate auf hoher See verbrachte. Hier lernte er auf das Grausamste kennen, was es hieß, ein Seemann zu sein. Als das Schiff in Liverpool einlief und Anker warf, versuchte er zu fliehen. Doch noch ehe er den Hafen verlassen hatte, wurde er erneut von einer Presspatrouille aufgegriffen. Wieder befand er sich auf hoher See, doch diesmal, älter und reifer geworden, ließ er sich

nicht mehr wehrlos schikanieren. Auf dieser zweiten Seefahrt wurde er mit Leib und Seele ein Seemann. In den nächsten Jahren verdingte er sich auf hoher See, bis ihn seine zahlreichen Verletzungen schließlich untauglich für dieses Leben machten: Zu oft war er unter ein rollendes Fass geraten, hatte ein Schaukelhaken ihn erwischt, war er auf den schlüpfrigen Planken ausgerutscht. Und inzwischen gab es jüngere, weniger verbrauchte Burschen, die für diese Arbeit besser geeignet waren als er. Also ging er für immer an Land, um in einer Seilerei in der Nähe des William Square zu arbeiten. Seine dicken, geschundenen Finger taugten gerade noch dazu, die Hanffasern zu festen Strängen zu wickeln, um sie dann am anderen Ende der Fabrikhalle auf eine riesige Spule zu winden. Unzählige Male an einem langen, harten Arbeitstag wiederholte er diesen Vorgang. Seine derbe Seemannssprache behielt er bei, ebenso wie die Narben auf seinem Rücken, die er unzähligen Peitschenhieben verdankte. Seine Hände rochen jetzt nach Holzteer, mit dem die Seile gehärtet wurden.

Die andere Geschichte, die er gern erzählte, handelte davon, wie er meine Mutter bei sich aufgenommen hatte. Nicht selten gab er sie samstagsabends zum Besten, nachdem er aus dem Flyhouse oder Ma Fenny's, einer der Hafenkneipen, nach Hause gekommen war.

Dann zerrte er meine Mutter und mich aus dem Bett – sie teilte das Strohlager mit mir, wobei er sie ein paar Mal die Woche zu sich rief –, und wir mussten uns an den Tisch setzen, um seinen Heldenmärchen zu lauschen: Mit stolzs geschwellter Brust berichtete er, wie er in einer feuchtkalten Frühlingsnacht meine Mutter gefunden hatte, die, bis auf die Haut durchnässt, ohne einen Penny in der Tasche durch die Straßen irrte.

Mutter hielt dabei die ganze Zeit über den Kopf gesenkt. Nach ihrem Vierzehn-Stunden-Tag an der Heftmaschine in der Buchbinderei war sie immer erschöpft. Stapel

von Schulbüchern warteten tagtäglich darauf, gebunden zu werden.

»Ein Mädchen in Not abzuweisen, das hätte ich einfach nicht fertig gebracht«, fuhr Ram fort. »Also habe ich sie aufgenommen, oder etwa nicht? Ich nahm sie mit zu mir, gab ihr zu essen und heizte den Ofen, damit sie sich wärmen konnte. Am Anfang war sie noch stolz, aber es dauerte nicht lang, und sie sah ein, dass ein Dach über dem Kopf und mein Bett verdammt viel besser waren als das, was sie draußen auf der Straße erwartete.«

Die Einzelheiten variierten: Mal hielt er sie davon ab, sich in die grauen, kalten Fluten der Mersey zu stürzen, ein andermal sprang er ihr zu Hilfe, als eine Bande Hafenarbeiter ihr in den Schatten des alten, stillgelegten Hafens Gewalt antun wollte, da wo die Sklavenschiffe einst instand gesetzt worden waren.

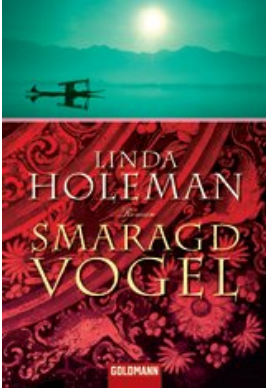
»Nach einer angemessenen Zeit habe ich sie sogar meinen Namen tragen lassen, damit sie nicht mit der Schande eines Bastards herumlaufen musste«, sagte er und schaute mir dabei in die Augen. »Jetzt weißt du, woher du kommst«, fügte er an dieser Stelle hinzu und warf mir einen warnenden Blick zu, für den Fall, dass ich etwas einwenden wollte. »Vergiss das nie. Egal, was für nette Geschichten deine Mutter dir auch erzählt, du bist in der Back Phoebe Anne Street geboren und aufgewachsen. Den Geruch der Mersey wirst du stets in der Nase haben, und du trägst das Zeichen des Fisches. Jemand mit diesem Mal kann seine Herkunft nicht leugnen. Du bist die Tochter eines Seemanns, und das kann jeder Dummkopf sehen.«

Damit bezog er sich auf mein Muttermal auf der zarten Innenseite meines Unterarms: Ein kleiner, länglicher, sherryfarbener Fleck befand sich über meinem Handgelenk, und tatsächlich hatte er die Form eines Fisches. Allerdings glaubte ich nicht daran, dass dieses Mal etwas mit dem Blut zu tun hatte, das in meinen Adern floss.

Während der Mann, den ich damals Pa nannte, dieses öde Zeug faselte, saßen meine Mutter und ich unbeweglich da, und ich spürte ihre dünne kalte Hand auf meinem Arm, während ihr mit Druckerschwärze befleckter Daumen abwesend über mein Muttermal strich. Mir fiel es so viel schwerer, ruhig dazusitzen, als ihr, doch lag es wohl kaum am Alter. So jung ich auch war, erkannte ich doch, dass keine Kraft mehr in ihr übrig geblieben war, um sich gegen ihn oder irgendjemand anderen zur Wehr zu setzen. Trotzdem konnte ich einfach nicht verstehen, dass sie Ram Munt mit seiner primitiven Art so hinnahm. So lange ich zurückdenken konnte, schämte ich mich für sie – und hasste ihn dafür.

Während die Wut meinen Atem beschleunigte, zeigte das Gesicht meiner Mutter keinerlei Regung, als sie Rams Sing-sang zuhörte. War sie schon immer so gefügig, so unterwürfig gewesen? Manchmal erzählte sie, welch Schaden seiner Seele als Schiffsjunge zugefügt worden war – sie wollte, dass ich Mitleid mit ihm hatte: »Man hat ihn geschlagen, und die Männer missbrauchten ihn, wann immer ihnen danach war. Das hat ihn verbittert. Er war ja fast noch ein Kind, stell dir mal vor.« Doch nichts vermochte meinen Hass auf ihn zu mindern, wenn ich sah, wie er sie behandelte.

Nachdem er endlich seine Tiraden beendet hatte und zu seinem Bett gestolpert war, legte ich den Arm um meine Mutter. »Kümmere dich nicht weiter um ihn«, flüsterte ich ihr zu. »Erzähle mir lieber von der Rodney Street.« Ich wusste, dass diese Geschichte das Einzige war, was sie aufzuheitern vermochte. Es war *ihre* Geschichte. Ein schwaches Lächeln erhellte ihr Gesicht, als sie anfang zu erzählen: davon, wie sie als junges Mädchen von Edinburgh nach Liverpool gekommen und als Zofe Anstellung gefunden hatte. Wie einen verregneten Dezember lang ein junger, eleganter Mann in dem großen georgianischen Haus in der Rodney Street zu Gast war. Und wie sie seine Geliebte wurde. Sie sei sich sicher, dass blaues



Linda Holeman

Smaragdvogel

Roman

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-46319-0

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2006

Die anrührende Geschichte einer Frau, die gegen alle Widerstände für Freiheit und um eine Liebe jenseits der Konventionen kämpft. Ein hinreißendes historisches Epos vor der farbenprächtigen Kulisse Kaschmirs.

Als die junge Linny Gow Mitte des 19. Jahrhunderts im indischen Kalkutta ankommt, hegt sie wie viele ihrer Reisebegleiterinnen einen sehnlichen Wunsch: einen der wohlhabenden britischen Kolonialbeamten zu heiraten. Doch vor allem will sie ihrer dunklen Vergangenheit als Kinderprostituierte in den Slums von Liverpool entfliehen. Tatsächlich findet sie einen Mann, den sie allerdings nicht liebt, und erfüllt fortan ihre Rolle als Ehefrau eines britischen Offiziers perfekt. Doch dann begegnet sie in den Bergen von Kaschmir einem Mann, der ihre wohlgeordnete Welt ins Wanken bringt ...